

Wolfgang
Lück

Pfarrerinnen und Pfarrer als Mitgestaltende der Zukunft der Kirche¹

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen!

Mit der Formulierung des mir gegebenen Themas „Pfarrerinnen und Pfarrer als Mitgestaltende der Zukunft der Kirche“ ist eine Vorstellung ausgeschlossen, die in so manchen Köpfen ausgesprochen oder unausgesprochen herumgeistert, nämlich dass es vor allem und womöglich sogar allein die Pfarrerinnen und Pfarrer sind, die die Sache von Kirche und Gemeinde heute und morgen zu gestalten hätten. So zu denken, ist eine Versuchung von Kirchenleitungen. Sie haben auf die Pfarrerinnen und Pfarrer den direkten Zugriff. So denken möglicherweise Gemeindeglieder, weil der Dienst der Pfarrerinnen und Pfarrer ihnen persönlich als das Wichtigste an der Kirche erscheint. So denken in schwachen Momenten vielleicht auch wir, wenn wir uns als allein auf weiter Flur erleben. Doch wir halten an der Vorstellung fest, dass Pfarrerinnen und Pfarrer Mitgestaltende sind, und übernehmen damit die Definition von Mitgliedern aus der fünften EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Die Kirchenmitglieder werden da als „soziale Akteure“ vorgestellt, die miteinander agieren.² Kirchenmitgliedschaft ist eine soziale Praxis „nach den Maßgaben der beteiligten Menschen, die ihre eigenen Erfahrungen, biographischen Prägungen, subjektiven Präferenzen und religiösen Kompetenzen in die Kommunikation mit anderen Menschen an unterschiedlichen sozialen Orten einbringen“³. Die Mitglieder werden als eigenständige religiöse Subjekte in einem vielfältigen Beziehungsgeflecht ge-

1 Vortrag, gehalten bei der Theologischen Tagung „Das Berufsbild der Pfarrerinnen und Pfarrer heute“ des Martin-Luther-Bundes am 18. Januar 2016 in Seevetal.

2 Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis, V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014, 6.

3 A. a. O., 4.

sehen. Die Befragten kommen so „nicht zuerst als Konsumenten institutioneller Angebote in den Blick, sondern vielmehr als Akteure religiöser Kommunikation“⁴. Sie bilden ein Netzwerk. Pfarrerrinnen und Pfarrer sind Teil dieses Netzwerks religiöser Kommunikation und somit Mitgestaltende. Und sie haben von ihrer Ausbildung und ihrer Berufsrolle her Spezifisches einzubringen. Sie machen als Hauptamtliche auch Erfahrungen, die andere so nicht betreffen. Ich kann keine umfassende Darstellung der Pfarrerrinnen und Pfarrer als Akteure im religiösen Netzwerk im deutschen kirchlichen Kontext liefern. Ich beschränke mich vielmehr auf einige Aspekte, die mir wichtig erscheinen. Einige haben mit der gesellschaftlichen Entwicklung zu tun, andere mit der Tradition.

I. Veränderungen

Schrumpfungsprozesse

Seit vierzig, fünfzig Jahren wird der Rückgang an Kirchenmitgliedern, Gottesdienstbesuchern, Taufen und Trauungen beobachtet. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit standen zunächst die Kirchenaustritte. Inzwischen ist klar geworden, dass vor allem der demografische Wandel die Verantwortung trägt. In jedem Gemeindebrief überwiegen die angezeigten Beerdigungen die Taufen, und das nicht nur, weil die Leute mit der Taufe zögerlicher geworden sind, sondern weil es einfach zu wenig Kinder gibt. In der Gesamtgesellschaft gibt es dieselbe Tendenz. Nur merkt man sie da nicht, weil es die Zuwanderung gibt. Davon aber haben wir Evangelischen kaum etwas.

Für die evangelische Kirche gibt es ein „Weniger“. Das kann man emotionslos zur Kenntnis nehmen. Doch bedeutet es auch eine Kränkung. Das war etwa bei der Wiedervereinigung so. Da waren die Protestanten zahlenmäßig plötzlich auf Platz zwei, ziemlich dicht gefolgt von den Konfessionslosen. Das Gewicht der Evangelischen war gefühlt zurückgegangen. Gemeindeglieder können den Pfarrerrinnen und Pfarrern die Schuld an dem Rückgang geben. Deren Arbeit wird als nicht attraktiv genug bezeichnet. So ganz emotionslos nehmen auch Pfarrerrinnen und Pfarrer nicht die leerer werdenden Kirchenbänke wahr. Zwar ist der Prozentsatz der Gottesdienstbesucherinnen und -besucher konstant bei vier bis fünf Prozent. Aber wenn die

4 A. a. O., 6.

absoluten Zahlen zurückgehen, sind eben auch vier oder fünf Prozent in absoluten Zahlen weniger und die Bänke leerer.

Wenn die Gemeindegliederzahlen zurückgehen, ist irgendwann der Punkt erreicht, dass über Pfarrstellenkürzungen und Gebäudeschließungen diskutiert wird. Das führt zu zähen Abwehrkämpfen. Hierfür gab schon vor zwanzig Jahren der Volkswirtschaftler Meinhard Miegel den Rat: *Die anstehenden Veränderungen nicht den „Machern“ überlassen, sondern Bürgerbeteiligung organisieren.*⁵ Also nicht erst warten, bis die Finanzleute und die Personalabteilung kommen, sondern mit der Diskussion über den notwendigen Rückbau in der eigenen Gemeinde mit möglichst vielen Leuten ins Gespräch kommen. Man sollte die Gestaltung des Rückbaus nicht aus der Hand geben. Wie bei allen Prozessen der Bürgerbeteiligung werden auch in dieser Frage neue Lösungsmöglichkeiten in Sicht kommen.

Neue Generationen

„Alle 15 Jahre nehmen die Jugendforscher eine neue Generation wahr. In diesen Jahren kommt die Generation Y auf den Arbeitsmarkt. Sie trifft auf die Generation der Babyboomer und die Generation Golf“, schreibt der Personaldezernent der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Jens Böhm.⁶ Für Böhm hat jede dieser Generationen ihre eigene Mentalität und ihr eigenes Verhältnis zur Arbeit. Die „Babyboomer“ (geb. 1955–1970) wissen, dass sie viele sind und sich gegen die Konkurrenz durchsetzen müssen. Die „Generation Golf“ (geb. 1970–1985) ist pragmatisch und wuchs bereits mit dem Computer auf. Die Generation „Y“ (geb. 1985–2000) wirkt mit ihrem „Warum“ (Why) als heimliche Revolutionäre.⁷ Dieser Generation ist bewusst, dass sie wenige sind und deshalb wählen können. Ihr Verhältnis zur Arbeit beschreibt Böhm als *„leben beim arbeiten“*. Leistung muss mit Spaß verbunden sein. Sicherheit, aber nicht um jeden Preis, wird angestrebt. Dem Personaldezernenten ist klar, dass diese Generation in ihrer Berufsbiografie zahlreiche Unterbrechungen haben wird, weil noch diese oder jene Zusatzausbildung oder Auszeit angestrebt wird. Da muss man wegen anfallender Vertretungen mehr als eine Person pro Pfarrstelle einplanen. Böhm traut dieser Generation zu, dass sie neue Modelle für das Pfarrhaus entwickelt, die un-

5 Die deformierte Gesellschaft, München ⁹2002, 210.

6 Generation Y und der Pfarrberuf. Was kommt auf die Kirche zu? In: Hessisches Pfarrblatt 4/2015, 91–93, Zitat: 91.

7 Ebd.

terschiedliche Formen des Zusammenlebens ermöglichen.⁸ Pfarrerinnen und Pfarrer werden unter ihren Kolleginnen und Kollegen auf die unterschiedlichen Einstellungen der Generationen treffen. Sie werden aber auch unter denen, mit denen sie zu tun bekommen, unterschiedliche Mentalitäten und Wertvorstellungen wahrnehmen und sich darauf einstellen müssen, die Generationen je nach ihrer Situation zu begleiten. Sie werden akzeptieren müssen, dass jede neue Generation andere Verhaltensformen und Vorstellungen je nach den Zeitumständen haben wird. *Das generationsübergreifende christliche Verständnis von Arbeit, Lebenssinn und Familie wird es nicht geben können.*

Das Leben ist größer als die Theologie

Unsere Gesellschaft wird immer vielfältiger und differenzierter. Nicht zuletzt die Flüchtlinge werden dazu neu beitragen. Das bedeutet, dass es außer dem Regelwerk der Demokratie inhaltlich keine von allen in der Gesellschaft anerkannten Vorgaben mehr gibt (und geben kann). Die klassischen „Großerzählungen“ wie Christentum oder Marxismus haben für die Menschen keine automatische Verbindlichkeit mehr. *Was gelten soll, steht nicht mehr von vornherein fest, sondern muss verhandelt und immer neu ausgehandelt werden.*

Das sieht inzwischen sogar der Papst so. Bei einem Besuch am 15. November 2015 in der evangelisch-lutherischen Christuskirche in Rom wurde er gefragt, wann denn beide Partner in einer konfessionsverschiedenen Ehe einmal gemeinsam zum Abendmahl würden gehen können. Der Papst antwortete, das Leben sei größer als die Theologie, größer als alle Erklärungen und Interpretationen der Lehre. „Dogmatik-Bücher und Interpretationen stünden hinter dem Gewissen des Einzelnen zurück, so Papst Franziskus. Denen, die sich fragen, ob sie an der Eucharistie beziehungsweise am Abendmahl teilnehmen dürften, empfahl Franziskus: ‚Sprechen Sie mit dem Herrn, und schreiten Sie voran!‘“⁹ *Statt Einordnung ist eigenständige Entscheidung, ist Wahl angesagt.*

Für uns interessant ist, dass der Papst darauf verzichtet, eine wie auch immer geartete vorgeordnete kirchliche Wahrheit ins Spiel zu bringen. Er verzichtet auf jede Besserwisserei und nimmt die, die ihn fragen, als autonome

8 A. a. O., 92f.

9 Ev. Sonntagszeitung Nr. 48 vom 29. November 2015, 8.

Glaubenspersönlichkeiten ernst. Zugleich gesteht der Papst zu, dass die kirchliche Lehre und ihre Interpretationen nicht für alle und in jeder Lebenssituation hilfreich sein müssen und schon gar nicht als verbindlich zu glauben eingefordert werden können. „*Das Leben ist größer als die Theologie*“.

Im evangelischen Bereich ist man auf das damit verbundene Problem bei der vierten Mitgliedschaftserhebung unter dem Stichwort „religiöse Indifferenz“ gestoßen. Was oft wie Gleichgültigkeit aussieht, ist vielmehr Ausdruck eines Beziehungsproblems. Religiöse Indifferenz stellt sich strukturell notwendig dann ein, wenn die Angebote theologischer Interpretationen nicht mehr als hilfreich und für das eigene Leben orientierend erfahren werden.¹⁰ Oder wie der Papst sagt: Wenn das Leben größer ist als die angebotene Theologie.

In der fünften Mitgliedschaftserhebung wird dieses Phänomen der Entfremdung nicht nur einzeln, sondern generell beobachtet: „Bei den evangelischen Kirchenmitgliedern kommt es über die Generationen hinweg zu einer kontinuierlichen Abnahme sowohl der Verbundenheit als auch der Religiosität.“¹¹

Für Pfarrerinnen und Pfarrer ist die Situation schwierig. Angebote noch so differenzierter Interpretationen der theologischen Tradition oder noch so niederschwelliger Art greifen nicht. Man wird auf Gelegenheiten warten müssen, bei denen der besondere Beitrag der Pfarrerin oder des Pfarrers als Theologin und Theologe gehört wird. Zu erwarten ist das bei Amtshandlungen, bei Hausbesuchen, in der Jugendarbeit – und warum nicht auch in Form von Predigten, bei denen man Theologisches im größeren Horizont des Lebens durchbuchstabieren kann!?

II. Erbschaften

Pfarrerinnen und Pfarrer sind Ortsgrößen

Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer mitreden, sind sie genauso wenig irgendwer, wie der Papst irgendwer ist. Sie stehen auf dem Boden einer langen Tradition, die als Erbschaft nachwirkt, auch wenn diese nicht mehr alles bestimmend

10 Wolfgang Huber/Johannes Friedrich/Peter Steinacker (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, Gütersloh 2006, 184.

11 Engagement und Indifferenz (wie Anm. 2), 10.

ist. Ererbt sind die *Parochien* aus der Zeit Karls des Großen. Sie waren einst der Kosmos der Menschen. Religion und Lebenswelt deckten sich. Von der Struktur her gehen unsere Kirchengemeinden darauf zurück. Christlicher Glaube ist ortsgebunden. In den Vorstellungen einer Mehrheit ist davon auch inhaltlich einiges übrig.

Der *öffentliche Gottesdienst* im Dorf oder im Stadtteil sollte stattfinden, auch wenn man nicht hingeht. Die *Taufe der Kinder* ist der normale Weg in Christentum und Kirche. Trauung, Konfirmation und Beerdigung sind von einer Mehrheit der Mitglieder von ihrer örtlichen Pfarrerin bzw. ihrem Pfarrer in Anspruch genommene Rituale. Durch die Amtshandlungen ergibt sich für die Mitglieder ein besonderer Bezug zu den Pfarrerinnen und Pfarrern und auch zum Kirchengebäude. Pfarrer wie Kirche werden als Bestandteil der Familiengeschichte und der eigenen Biografie wahrgenommen: *Meine Taufkirche und mein Konfirmator*.

Von der ersten bis zur fünften Mitgliedschaftserhebung der EKD (1972 bis 2012) ist das Bild annähernd gleich geblieben: „Die evangelische Kirche ist für ihre Mitglieder (und ähnlich für die Konfessionslosen) zunächst durch ihre gottesdienstliche Praxis, vor allem in lebens- und jahreszyklischer Ausprägung bedeutsam. Sie erscheint als eine dezidiert religiöse, mit Gott, dem Glauben und der Bibel befasste Institution, die im Besonderen durch die Orte und Personen der Reformation [...] geprägt ist.“¹² Das bedeutet, dass für Pfarrerinnen und Pfarrer die von ihnen erwartete Hauptarbeit tatsächlich in der *gottesdienstlichen Praxis*, sei es bei den Amtshandlungen, sei es zu Weihnachten usw., liegt, also im klassischen Bereich, für den wir ausgebildet sind.

Pfarrer und Kirche sind für die Mitglieder in erster Linie familiär bedeutsam, allerdings auch in Bezug auf das Dorf oder den Stadtteil. Wenn von „unserem“ Pfarrer oder „unserer“ Kirche gesprochen wird, dann spricht sich da das Selbstbewusstsein der Bürgerinnen und Bürger aus.

Geschichtlicher Hintergrund ist die Parochialisierung des Kirchengebiets seit Karl dem Großen. Bischof oder später Landeskirche entsenden Pfarrern und Pfarrer an den Ort. Für das Gebäude ist der Ort selbst zuständig. Dass die damit verbundene Verantwortung noch heute gesehen wird, kann man an hohem Spendenaufkommen für Kirchenrenovierungen auch von Nichtmitgliedern erkennen. Selbst in den Gemeinden der früheren DDR dürfte dies das Motiv sein, sich an dem Erhalt von Dorfkirchen oder der Anschaffung von Glocken zu beteiligen. Pfarrerinnen und Pfarrer und Kir-

12 A. a. O., 8.

chengebäude sind von öffentlichem Interesse. Bei den Pfarrern weist die hohe Zahl von Unterhaltungssendungen im Fernsehen, die sich mit dieser Figur beschäftigen, darauf hin.

Auch wenn heute die Bindekraft des Ortes sehr nachgelassen haben mag, sind Pfarrerinnen und Pfarrer allgemein für die *Mitgestaltung des örtlichen Gemeinwesens* willkommen. Man erwartet von ihnen sogar, dass sie sich um die örtlichen Probleme kümmern. Das wird gerade jetzt bei der Flüchtlingsfrage wieder deutlich. Was macht die Gemeinde? Kann man sich irgendwo beteiligen? Das sind oft gestellte Fragen.

Hier kommt ein weiteres Erbstück zum Tragen: *die Diakonie*. Dass die Kirche für Hilfe in Notlagen zuständig ist, ist ein Erbstück der Wohltätigkeit an der Klosterpforte und der Pfarrhaustür und der wo auch immer geübten Krankenpflege. Die Bereitschaft, hierfür auch finanziell einzustehen, ist bei den Mitgliedern groß. In allen Mitgliedschaftserhebungen seit 1972 wird die hohe Bedeutung des sozialen Engagements der evangelischen Kirche betont. Es rangiert als Aufgabe mit 83 % noch vor der Verkündigung mit 74 %.¹³

Zwischen den Christentümern

Pfarrerinnen und Pfarrer mögen das Erbstück Parochie zu nutzen wissen, sie sind aber deshalb durchaus nicht alle gleich, und evangelische Pfarrer verstanden sich im Laufe der Geschichte gemäß dem, was ihnen in ihrer Zeit wichtig war, sehr unterschiedlich. Volker Drehsen gibt eine eindrucksvolle Aufzählung: „Der gebildete Volkserzieher in der Aufklärung, der vollmächtige Seelsorger im Pietismus, der patriotische Prediger der Erweckungsbewegung, der intellektuell-rechtschaffene Gelehrte der liberalen Theologie, der sozialetische Gemeindepädagoge im Kulturprotestantismus, der theologische ‚Fachmann‘ und Wort-Gottes-Prediger in der Dialektischen Theologie, der völkische Kirchenführer der ‚Deutschen Christen‘, der restaurative Frömmigkeitsintegrator oder kirchlich innovative Akademiekämpfer der unmittelbaren Nachkriegszeit, der demokratische Teamleiter aus der sozialliberalen Ära der siebziger Jahre, der engagierte Sprecher ethisch orientierter Bürgerinitiativen und sozialer Bewegungen der achtziger Jahre und – wie man schließlich für die neunziger Jahre hinzufügen könnte – der betroffenenkultische Seelsorger und mystische Protagonist unterschiedlicher Spi-

13 A. a. O., 93.

ritualitätsformen.“¹⁴ Es macht uns sicher keine Mühe, solche Typisierungen fortzuschreiben. Das Bild der Pfarrerinnen und Pfarrer ist vielfältig – im Laufe der Geschichte, aber auch im Nebeneinander der eigenen Zeit. In diesen verschiedenen Bildern zeigen sich verschiedene Christentümer, die doch auch zusammengehören.

Wolfgang Steck meint: „Der Beruf der Pfarrer und Pfarrerinnen gehört in herausgehobener Weise zu den *integralen* Institutionen, in denen sich einerseits die verschiedenen Dimensionen religiöser Lebenspraxis – religiöse Selbstvergewisserung, Lebensentfaltung und Weltgestaltung – ineinander verweben und andererseits die unterschiedlichen Gestalten des neuzeitlichen Christentums – private, kirchliche und öffentliche Religionskultur – miteinander verschränken.“¹⁵

Steck verweist hier auf Dietrich Rösslers Unterscheidung von privatem, kirchlichem und öffentlichem Christentum in der Neuzeit.¹⁶ In diesen verschiedenen Christentümern spielen Pfarrerinnen und Pfarrer durchaus unterschiedliche Rollen und haben auch unterschiedliche Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Mitgestaltung. Mal haben sie es mit dem Einzelnen zu tun, mal mit der Kirche und mal mit der Gesellschaft. „Der Pfarrer hat es immer mit einzelnen und bestimmten und unverwechselbaren Menschen und ihrer Religiosität zu tun. Im Blick auf diese Aufgabe des Pfarrers haben kirchliches und öffentliches Christentum vergleichsweise geringere Bedeutung.“¹⁷ Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer *Seelsorge* als ihren Arbeitsschwerpunkt nennen, meinen sie weniger entsprechende Gespräche, sondern dass ihre Tätigkeit vor allem im Bereich des *privaten bzw. individuellen Christentums* liegt. Alle Ergebnisse der Mitgliederbefragungen deuten daraufhin, dass auch die Mitglieder den Schwerpunkt ihres Christseins in diesem Bereich liegen sehen.

Pfarrerinnen und Pfarrer, die sich vor allem als *Kirchenfunktionäre* verstehen, haben bei den Mitgliedern kaum Chancen. In das Bild passt auf der Seite der Pfarrer, dass sie darüber klagen, dass die Verwaltung bei ihnen zu viel Platz einnehme. Zum kirchlichen Christentum gehört nun aber nicht nur die Verwaltung, sondern auch das, was als *gemeindliches Leben* bezeichnet wird. Dieses kommt nur für etwa ein Viertel der Mitglieder in den Blick.¹⁸ „Ein kirchliches Selbstverständnis, das Geselligkeitwünsche und ‚Gemeinschaft‘

14 Volker Drehsen: Vom Amt zur Person, in: Deutsches Pfarrerblatt 1997, 616.

15 Wolfgang Steck: Praktische Theologie, Bd. 1, Stuttgart u. a. 2000, 554.

16 Dietrich Rössler: Grundriß der Praktischen Theologie, Berlin/New York ²1994.

17 A. a. O., 74.

18 Engagement und Indifferenz (wie Anm. 2), 8.

im theologischen Sinn miteinander verkoppelt zur eigentlich angemessenen Form christlicher Gemeinden, verengt Kirche auf gesellige Lebensstile.“¹⁹ Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer hier den Schwerpunkt ihrer mitgestaltenden Arbeit sehen, ziehen sie sich enge Grenzen.

Das *öffentliche Christentum* nimmt die gesamte Gesellschaft in den Blick. Es kommt zur Sprache, wenn Pfarrerinnen und Pfarrer gebeten werden, am Kriegerdenkmal eine Feier zu halten, bei Festen einen ökumenischen Gottesdienst, bei Katastrophen einen Bittgottesdienst, bei Terroranschlägen eine Mahnwache oder zur Eröffnung der Hubertusjagd einen Gottesdienst. Im Kirchenjahr gehören hierher der Buß- und Bettag, der Volkstrauertag und bis zu einem gewissen Grade auch das Erntedankfest. Diese Handlungen begleiten das öffentliche Leben genauso liturgisch, wie die Amtshandlungen das private Leben liturgisch begleiten.

Pfarrerinnen und Pfarrer können leicht zwischen den *verschiedenen Christentümern* hin und her gerissen sein, weil jedes seine eigene Dynamik und seine eigene Kultur hat. So wird der Pfarrer nicht auf alle privaten Wünsche bei Amtshandlungen eingehen wollen, und so mancher wird bei der Andacht am Kriegerdenkmal oder dem Gottesdienst für das Schützenfest Bauchschmerzen haben. Pfarrerinnen und Pfarrer werden auch spüren, dass sie nicht bei jeder Gelegenheit die in der Gemeinde gewohnte Andacht zu Losung und Lehrtext halten können. Gleichwohl dürfen sie sich nicht herauslassen. *Mitgestalten heißt in allen Fällen, sich auf die jeweilige Kultur einzulassen, ohne sich unkritisch anzupassen.*

Glauben ohne Lehramt

Pfarrerinnen und Pfarrer müssen sich auf die verschiedenen Religions- bzw. Christentumskulturen einlassen. Eine weitere Differenzierungsleistung wird dadurch verlangt, dass es im Protestantismus kein kirchliches Lehramt gibt, das wie im Katholizismus Glauben verbindlich regelt und auf das man sich berufen könnte. Seit Pietismus und Aufklärung wird ein *persönlich verantworteter Glaube* intendiert. Die Verantwortung für die Theologie trägt jetzt letztlich allein die Person, die sie betreibt. Die professionelle Theologie kann die religiöse Situation nicht mehr normieren, sondern nur noch *reflektieren*. Im Prinzip hat jede Zeit ihre eigenen theologischen Antworten auf die religiösen Grundmuster entwickelt. Man kann das sehr schön in den

19 A. a. O., 11.

Bildprogrammen unserer Kirchen sehen. In der Reformationszeit galt das Muster *der Rechtfertigung*, im Pietismus das *der Wiedergeburt*, bei Schleiermacher *das Gefühl und der Geschmack für das Unendliche*, in der liberalen Theologie *das Gesegnetsein*. Thorwaldsens Segnender Christus war die Ikone des 19. Jahrhunderts. Unter dem Eindruck der Weltkriege war es das *Bild des Kreuzes*, das den Glauben angemessen zum Ausdruck zu bringen schien. Am Beginn des 21. Jahrhunderts tritt mit Salbungsgottesdiensten, Segnungen und Kinderorientierung an die Stelle der „Torheit des Kreuzes“ (Paulus) eher der Heilandsruf „Kommet her zu mir alle“ (Matthäus).

Im Prinzip gilt: *Die Theologie, die die Menschen bewegt, ist immer eine Antwort auf die Herausforderungen der Zeit* und bei den einzelnen Menschen *eine Antwort auf das persönliche Schicksal*. Im Gespräch müssen Pfarrerrinnen und Pfarrer auf das achten, was zu theologischen Formulierungen führt, und weniger auf die Formulierungen selbst. Theologinnen und Theologen werden das Ausgesprochene einzuordnen wissen und gegebenenfalls Sprachhilfe geben können. Wie wird die Reihe der theologisch-programmatischen Begriffe und Bilder weitergehen? Welche Rolle wird „big data“ spielen?

Positionen im kirchlichen Christentum

Dass im Protestantismus ein persönlich verantworteter Glaube intendiert ist, muss Folgen für ein mögliches Kirchenverständnis haben. Eine kirchliche Organisation hat es auch mit einem „Kirchenvater“ wie Martin Luther schwer, der wie kaum ein anderer so heftig und drastisch die Institution Kirche mit Papst, Bischöfen und Konzilien kritisiert hat. Bis ins ausgehende 18. Jahrhundert wurde Kirche gemäß CA VII denn auch nur nach ihren Leistungen, der Verkündigung und der Darreichung der Sakramente, definiert. Eine vom Gemeinwesen gesonderte kirchliche Sozialgestalt schien entbehrlich. Das änderte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Der entstehende lutherische Konfessionalismus dekretierte eine Eigenständigkeit der Kirche gegenüber der Gesellschaft. Die jetzt entstehenden positiven, vermittlungstheologischen und liberalen Richtungen erheben alle den Anspruch, kirchenfähig zu sein. Dadurch geraten sie in einen Konkurrenzkampf um die Macht in der Kirchenleitung hinein.²⁰ Es entstehen im sich später etablierenden Synodalsystem entsprechende kirchliche Gruppierungen und Kirchenparteien, die bis

20 Dietrich Rössler: Positionelle und kritische Theologie, in: ZThK 67, 1970, 215–231, 226.

ins Dritte Reich hinein eine Rolle spielen. Es kommt zu einem Pluralismus theologischer Positionen und diese vertretenden Gruppierungen, die um die Macht in der Kirche ringen. Nach demselben Muster verlief im Grunde auch der Kirchenkampf zwischen Deutschen Christen und Bekennender Kirche. Nach 1945 hat es solche länger bestehenden, die einzelnen Landeskirchen übergreifenden Gruppierungen nicht mehr gegeben. Oft bildeten sich aus konkreten Anlässen Gruppen, die Mehrheiten in den Synoden für sich zu erringen suchten. Nach dem politischen Muster wurden sie gern in linke und rechte eingeteilt. Theologische Motive haben vor allem die aus der Tradition der verschiedenen Erweckungsbewegungen stammenden Gruppierungen, heute gern als evangelikal bezeichnet.

All dies spielt sich nur im kirchlichen Christentum ab. Das private und das öffentliche Christentum sind davon nicht berührt. Eine Mehrheit der Kirchenmitglieder nimmt die positionell-theologischen Auseinandersetzungen um die Macht in der Kirchenorganisation kaum wahr. Ein Indiz dafür ist die geringe Beteiligung bei Kirchenwahlen. Über 10 bis 20 Prozent liegt sie allenfalls auf Dörfern. Pfarrerinnen und Pfarrer, die das Gesamtnetzwerk des Protestantismus im Auge haben, werden sich hier kaum grundsätzlich, sondern allenfalls um eines konkreten Anliegens willen engagieren. Sie sollten allerdings Mitglieder, die sich in der Kirchenorganisation engagieren wollen, unterstützen und ihnen Mut machen.

III. Unterstützung der religiösen Praxis der Mitglieder

Für eine Mehrheit der Protestanten und auch der Mitglieder in evangelischen Kirchen gibt es keine gesonderte kirchliche Lebenswelt. Die religiöse Praxis der Evangelischen innerhalb und außerhalb der Kirche ist vielfältig. Wenn Protestanten meinen, sie könnten auf eine Kirche verzichten und austreten, bleibt davon ihr Christentum nicht unberührt. Die Familientradition allein etwa reicht nicht, um das private Christentum auf Dauer zu erhalten. „Die Ergebnisse der V. KMU²¹ machen stärker als zuvor deutlich, dass die Kirche für die Religion nach wie vor eine wichtige Bedeutung hat: Bricht die kirchliche ‚Interaktionspraxis‘ ab, so sinkt nicht nur das Gefühl der Verbundenheit mit der Kirche, sondern auch die individuelle Religiosität wird abgeschwächt. [...] Das Verhältnis von Kirche und Religion hat zudem viel von

21 KMU = „Kirchen-Mitgliedschafts-Untersuchung“.

seinem einstigen Spannungscharakter verloren. Die private Frömmigkeit arbeitet sich nur noch selten an der Kirche und ihren Lehrbeständen ab.“²²

Die Akteure im Netzwerk religiöser Kommunikation brauchen Unterstützung. Diese Aufgabe fällt in die Verantwortung der Institution Kirche und damit auch der Pfarrerinnen und Pfarrer. Es muss für Strukturen gesorgt werden, die eigenständiges religiöses Agieren im Rahmen einer pluralen Religionskultur ermöglichen. Bezogen auf die Grundtypen des neuzeitlichen Christentums, das private, das kirchliche und das gesellschaftliche Christentum, geht es um drei Aufgaben: Es ist eine religiöse Grundversorgung zu organisieren und zu garantieren, auf die die religiösen Akteure verlässlich zurückgreifen können. Außerdem geht es darum, die Selbstorganisation von Christinnen und Christen zu ermöglichen und zu fördern. Schließlich ist die evangelische Perspektive in das gesellschaftliche und kulturelle Leben einzubringen.

Religiöse Grundversorgung

Mit der Taufe ist die Kirche gegenüber den einzelnen in der Pflicht, eine persönliche Frömmigkeitspraxis zu ermöglichen. Im privaten Christentum gehören dazu allgemein zugängliche Gottesdienste, Amtshandlungen, Pfarrerinnen und Pfarrer als mit der Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung beauftragte Personen, geöffnete Kirchengebäude und begleitende Bildungsangebote. Eine religiöse Grundversorgung hat als Horizont das gesamte religiöse Leben der Gesellschaft. Sie richtet sich nicht nur an die eigenen Leute und ist nicht identisch mit den Angeboten der Kirchengemeinde. Gottesdienste, Bildungsveranstaltungen und besondere Formen wie Thomasmesse, Paargottesdienste zum Valentinstag oder Citykirchenarbeit auf der mittleren Ebene gehören genauso dazu wie Retraiten und Einkehrzeiten in Häusern der Stille. Immer geht es darum, die persönliche Religionspraxis zu unterstützen. Welche Angebote genutzt werden, liegt in der Entscheidung der einzelnen autonomen Akteure. Was Pfarrerinnen und Pfarrer anbieten, hängt mit ihren Interessen und Spezialitäten zusammen.

Zur religiösen Grundversorgung gehören aber nicht nur Veranstaltungen, sondern wie schon erwähnt, auch zugängliche Gebäude. Die EKD-Synode 2003 ging von einer Art Mitverkündigung der Kirchengebäude aus, indem sie formulierte: „Kirchen sind Orte, die Sinn eröffnen und zum Leben helfen

22 Engagement und Indifferenz (wie Anm. 2), 16.

können. Sie sind Räume, die Glauben symbolisieren, Erinnerungen wach halten, Zukunft denkbar werden lassen, Beziehungen ermöglichen zu uns, zu unserer Welt, zu Gott.²³ Geöffnete Kirchen sind für die religiösen Akteure die Möglichkeit, ihre persönliche Frömmigkeit durch Gebet, das Wahrnehmen des Raumes, Lesen in Gesangbuch und Schriften oder das Anstecken von Kerzen zu praktizieren. Wer in das Anliegenbuch etwas einträgt, will auch anderen etwas mitteilen. Ein Besuch in einer Kirche kann so durchaus zu einem privaten Gottesdienst werden, der wie der öffentliche Gottesdienst seinen Abschluss mit einer Gabe am Ausgang findet. Private Akteure organisieren Krippenrundgänge in Kirchen. In der Bildungsarbeit werden Kirchen als Lernorte genutzt. Man sollte diese Möglichkeiten nicht unterschätzen.

Pfarrerinnen und Pfarrer sind hinsichtlich des Kirchengebäudes und seiner Zugänglichkeit Schlüsselfiguren. Sie können einen skeptischen Kirchenvorstand zu überzeugen versuchen. Wenn sie als Amtspersonen nicht mitziehen, ist nichts zu machen. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen oft erst umdenken. Für die religiösen Akteure kann der Kirchenraum mehr als das Dach über dem Kopf der Gemeinde sein. Er kann auch zu mehr Menschen sprechen als der sonntäglichen Gemeinde. Es gibt Kollegen, die von ihrer Touristengemeinde sprechen. Die persönliche Nutzung von Kirchengebäuden geschieht meist gar nicht im Heimatort, sondern eher im Urlaub, für viele eine Zeit der Besinnung. Inzwischen gibt es Beratungsstellen, die helfen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die verantwortliche Pfarrerinnen und Pfarrer bei der Öffnung von Kirchen sehen.

Selbstorganisation von Christinnen und Christen

Seit bald dreihundert Jahren organisieren sich evangelische Christinnen und Christen selbst. Das hat angefangen mit den „Stunden“ in Württemberg. Es ging den Laien um eine Vertiefung der religiösen Kultur, die sie nur in eigener Regie meinten, erreichen zu können. Es ging weiter über Bibel- und Missionsgesellschaften. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren soziale Probleme im Mittelpunkt der Entwicklung von Vereinen, die sich vielfach zur Inneren Mission zusammenschlossen. Bei den Aktivitäten fühlte man sich nicht an die Kirchengemeinde gebunden. Man traf sich in

23 Kundgebung der 10. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland auf ihrer 1. Tagung zum Sachthema, in: Kirchenamt der EKD (Hg.): Der Seele Raum geben. Kirchen als Orte der Besinnung und der Ermutigung, Hannover 2003, 2–4.

eigens errichteten Vereinshäusern. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildeten sich nach dem Vorbild der Vereine auch innerhalb von Kirchengemeinden Gruppen und Kreise. Heute treffen sich in Gemeindehäusern die verschiedensten Selbsthilfegruppen, Elterninitiativen, Pfadfinder usw. Bei mancher Gruppierung kann man wohl fragen, was sie denn mit der Gemeinde zu tun habe. Wenn aus dieser Frage Ablehnung wird, verkennt man, dass die jeweilige Gruppe ein Andockpunkt sein kann für Menschen, die sonst mit der Kirche nichts anzufangen wissen. Außerdem geht es eben um die Möglichkeit der Selbstorganisation und nicht um Gemeindeaufbau. Derartige Gruppen brauchen vor allem Räume, in denen sie sich treffen können. Die inhaltliche Gestaltung muss von den Aktivisten autonom verantwortet werden. Das kann zu verschiedenen Reaktionen gegenüber und bei Pfarrerrinnen und Pfarrern führen. Ein Kollege wurde gefragt, ob er die Absolventin des Fernstudiums Erwachsenenbildung in seiner Gemeinde ehrenamtlich arbeiten lassen würde. Die Antwort war: „Nein. Ich weiß ja nicht, was diese Person mir da für ein Feuer anzündet.“ Ein anderer Kollege wunderte sich bei einem Hausbesuch über das Lob für seine Gemeindegarbeit: „Sie machen aber viel.“ Das war bezogen auf die Angaben im Gemeindebrief. Der Kollege war gar nicht selbst an den verschiedenen Aktivitäten beteiligt, hatte sie allenfalls angeregt und ermöglicht. Zur Unterstützung reicht meist die Bereitstellung von Räumen. Ehrenamtliche sind in der Regel sehr erfinderisch, wenn es um das Einwerben von finanziellen Mitteln geht.

Die evangelische Perspektive in das gesellschaftliche und kulturelle Leben einbringen

„Die Kraft des Christentums wird nicht an der Stärke der Institution oder an Gottesdienstbesucherzahlen gemessen, sondern an der Vernetzung und Verästelung christlicher Gehalte mit gesellschaftlichen Strukturen,“ meint Rolf Schieder.²⁴ Damit ist die Zielrichtung des gesellschaftlichen Christentums beschrieben. Oben hatten wir aufgezählt, in welchen Anfragen an Pfarrerrinnen und Pfarrer sich dieses Christentum zum Ausdruck bringen kann: Besondere Gottesdienste mit gesellschaftlichem Bezug wie Eröffnung von Parlamentswochen, Hubertusjagd, Kirmes oder Mahnwachen und Gedenkgottesdienste. Doch die evangelische Perspektive wird auch in einer ganzen Reihe von Einrichtungen in der Gesellschaft zur Sprache gebracht. Dazu gehören Kin-

24 Rolf Schieder: *Wie viel Religion verträgt Deutschland?* Frankfurt am Main 2001, 20.

dertagesstätten, ambulante Pflegedienste, Büchereien, Familienbildungsstätten, Erwachsenenbildung, Akademien, Kirchenmusik, Sozialarbeit, Heime, Krankenhäuser usw. Dabei geht es nicht nur um den konkreten Beitrag in dem jeweiligen Bereich, sondern auch um die dazu gehörige Konzeptionsarbeit. Es geht nicht nur um eine gute Praxis, sondern auch darum, die Dinge im evangelischen Licht erscheinen zu lassen und die evangelische Perspektive in die jeweilige Fachdiskussion einzubringen. In diesem Zusammenhang ist besonders auch der Religionsunterricht in den Schulen zu nennen. Der ist zwar eine Aufgabe der Schule, aber zu großen Teilen wird er von Pfarrerinnen und Pfarrern erteilt. Diese stehen damit in einem wichtigen gesellschaftlichen Diskussionszusammenhang. Gelegentlich kann man der Auffassung begegnen, dass die eine oder andere der aufgezählten Einrichtungen nicht zum „Eigentlichen“ der kirchlichen Aufgaben gehöre. Wenn man sich jedoch mit dem Argument zurückzöge, das könnten andere doch auch oder besser leisten, gäbe man auf dem jeweiligen Feld die evangelische Perspektive auf. Unter diesem Gesichtspunkt sind die genannten Aktivitäten durchaus nicht Allogra, sondern zentrale Aufgaben. Die da tätigen Fachleute sind mit allen Möglichkeiten zu unterstützen.

